



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rückert, H.: Das deutsche Publicum und die altnordische Literatur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Das deutsche Publicum und die altnordische Literatur

von

H. Rückert.

Kühle Reserve auf unserer Seite, leidenschaftliche Abneigung auf der andern, das ist das Bild des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen uns Deutschen und unsern nächsten Stammverwandten im Norden. Es ereignet sich eben auch in den blutsverwandten Völkerfamilien dasselbe, was in den Privatfamilien so oft zu geschehen pflegt: die Gemeinsamkeit des Typus und der Anlage, die Identität aller wesentlichen Interessen dient gelegentlich nur dazu um die relativ unbedeutenden Gegensätze der Individuen bis zu unverföhnlicher Feindseligkeit zu verschärfen. Moralpredigten und vernünftige Vorstellungen vermögen bekanntlich nichts gegen solche psychische Krankheitszustände. Man muß sie dem Laufe der Zeit und der Entwicklung der Zukunft überlassen, die dafür jedenfalls einmal das Wort der Lösung und Heilung finden werden. Auch sehen wir uns in der glücklichen Lage, die Verstimmung unserer Vettern zwar bedauern, aber nicht fürchten zu dürfen, ein Umstand, der freilich wieder nicht wenig dazu beiträgt das Zornfeuer derselben zu schüren. Denn oderint, dum metuant ist zwar ein guter Spruch für den, der berechtigt ist sich damit zu trösten, aber keineswegs ein Beruhigungsmittel für den andern. So lange die radicalen Literaten in Kopenhagen und ihre Schweifsträger in Stockholm und Christiania den deutschen Michel verbaliter und realiter ungestraft insultiren durften, überwog der hochmüthige Kikel ihrer künstlich aufgepuckten Selbstvergötterung jedes andere Gefühl, auch das der Gehässigkeit. Daß dies seit 1864 anders geworden ist, versteht sich von selbst, auch, was die Hauptsache bleibt, daß wir selbst dabei so viel besser fahren. Jene vorsündfluthlichen Duseleien von dem deutschen Admiralitätsstaate Dänemark, von der pangermanischen Union, in der auch die Renthiere und Seehunde Islands zu participiren berufen sein sollten, sind wie so viel anderer ungesunder Nebel vor dem lustreinigenden Kanonendonner von Düppel und Alsen zerstoßen. Durch Königgrätz und Sedan, wo dasselbe Universalmittel noch viel drastischer zur Wirkung gelangt ist, sind unsere scandinavischen Vettern zwar nicht zur Vernunft, wohl aber ebenso gut wie Oesterreicher und Franzosen

zu der Einsicht gediehen, daß für den Augenblick und noch etwas weiter hinaus nichts gegen uns zu machen ist, als eine Faust im Sacke. Denn man hüte sich in unserm leider incurablen Optimismus, jenem Haupt- und Grundfehler der deutschen Art, irgend etwas auf die vereinzelt Stimmen zu geben welche einen Beginn des Erwachens der Vernunft oder des politischen Verstandes in Dänemark oder im übrigen Scandinavien verkünden sollen.

Gewiß lassen sich solche registriren und wir verfügen selbst über eine Anzahl derartiger Zeugnisse, die bisher weniger in die Deffentlichkeit gedrungen sind. Aber sie beweisen nicht viel. Es ist an sich undenkbar, daß irgend eine herrschende Strömung der öffentlichen Meinung nicht wenigstens einen kleinen Gegenstrom erzeugen sollte. Die der menschlichen Natur eingewurzelte Rechthaberei und Oppositionslust reicht allein dazu aus, und es ist nicht nöthig, tiefere und bessere Veranlassungen dafür zu suchen. Doch mögen auch diese in einzelnen Fällen gelten: es giebt doch auch unter dem ganz corruptirten Literatenthum des Nordens noch einige ehrliche Seelen, klarere Köpfe und gründlicher unterrichtete Leute, die von dem wahren Verhältniß ihrer Nation zu Deutschland eine annähernd richtige Vorstellung sich zu bilden vermocht haben. Wir sagen eine „annähernd richtige“, denn der erbliche Größenwahnsinn, der besonders in Kopenhagen zu Hause ist, läßt sich doch überall an einzelnen Spuren auch da entdecken, wo man bis zu dem äußersten Maß versöhnlicher Anerkennung gegen Deutschland und deutsches Wesen fortgeschritten zu sein glaubt. —

Sehr eigenthümlich haben sich unter dem Banne dieser nationalen Antipathien die literarischen Beziehungen zwischen den Scandinaviern und uns in der Gegenwart gestaltet und es verlohnte wohl der Mühe dieses Stück internationaler Culturgeschichte einmal im Zusammenhange darzustellen. Natürlich würde nur ein Deutscher die dazu nöthige Objectivität oder das von Leidenschaftlichen Vorurtheilen und überspanntem Hochmuth ungestörte kritische Gewissen besitzen: eine nordische Feder dürfte sonderbare Caricaturen zeichnen, die selbst den einzigen Zweck des Daseins ihrer ganzen Gattung, daß man herzlich über sie lachen könnte, durch ihre hämische Verbitterung verfehlen möchten. Wir erinnern nur an die großen geschichtlichen Thatsachen, daß der ganze Norden seine ganze moderne Cultur, das Christenthum des Mittelalters ebenso wie die Reformation und die moderne Philosophie durch deutsche Vermittelung erhalten hat. Scandinavien ist immer nur eine Cultur- und Literaturdependenz von Deutschland gewesen und das Verhältniß stellt sich nur nach Graden, aber nicht in der Art verschieden nach dem, was zwischen dem niederdeutsch sprechenden Norden unseres Vaterlandes und seiner hochdeutschen Mitte und Südhälfte viele Jahrhunderte lang bestand und in einigen Resten noch jetzt besteht. Auch der deutsche Norden behauptete eine gewisse

literarische Selbständigkeit, die mitunter etwas weiter ging als daß hochdeutsche Bücher niederdeutsch umgeschrieben oder umgedruckt wurden. Ja, in seinem äußersten nordwestlichen Abschnitt, in Holland, hat er es in Folge großer geschichtlicher, socialer und commercieller Ereignisse noch zu etwas mehr gebracht, zu einer abgeschlossenen Literatur, die in ihrer Sprache und in der latenten Substanz ihres Geistes zwar ihre Zugehörigkeit zu der unsern nicht verleugnen kann, aber in Stoff und Form sich mit Bewußtsein und geßiffentlich seit Jahrhunderten im Gegensatz zu der unsern ausgebildet hat.

So viel selbständiger das nordische Idiom als ein einheitliches im Gegensatz zu dem deutschen betrachtet, auch immerhin im Vergleich mit dem holländischen dem Linguisten auf den ersten Blick erscheint, so hat doch die nordische Literatur bis an die neueste Zeit niemals gegen den gleichsam naturgemäßen Zustand ihrer innigsten Anlehnung an die deutsche revoltirt. Ist ja doch Kopenhagen noch bis in dieses neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur einer der günstigsten Märkte für den deutschen Buchhandel gewesen, es haben ja auch die hervorragendsten nationalen Dichter jener Periode, ein Baggesen und Dehlenschläger ihr Publicum nicht bloß in den engen Marken ihres Vaterlandes, sondern auch in dem ganzen großen Deutschland gesucht und gefunden. Wollte man gewissenhaft nachspüren, so würde sich ergeben, daß beide nicht bloß durch und durch innerhalb der deutschen Bildung ihrer Zeit wurzeln und in diesem Sinne eben so gut als Deutsche gelten dürfen, wie Steffens oder Niebuhr, sondern auch da, wo sie in ihrer Muttersprache producirt, eigentlich dabei deutsch dachten. Was also der Eitelkeit ihrer Landsleute als Originalgestalt gilt, die dänische Redaction, ist in der That, gleichviel ob sie vor oder nach der deutschen niedergeschrieben sein mag, doch nur die Uebersetzung oder Ueberstragung in ein der Seele des Dichters etwas ferner stehendes Idiom.

Heute darf man in Kopenhagen solche kezerische Wahrheiten nur mit Lebensgefahr aussprechen und die dort dominirende Clique bemüht sich, wenigstens für die nächste Zukunft, alle solche unliebsamen Erinnerungen aus den Köpfen ihres blindgläubigen und deshalb über alles Lernen und Wissen erhabenen Anhangs auszumerzen. Ja man hat nicht übel Lust, die ganze dänische Sprache durch einen consequenten Purismus von Grund aus umzuwerfen und alle Fäden zwischen ihr und dem Deutschen zu zerschneiden. Dem steht nun allerdings die etwas hartnäckige Thatsache entgegen, daß die Hälfte des gegenwärtigen dänischen Wörterbuchs direct aus dem deutschen entlehnt ist und was noch mehr, daß der deutsche Sprachgeist alle Adern und Nerven des dänischen durchdrungen hat. Es giebt hierfür keine Radicalcur, als wenn man bis auf die sogenannte altdänische Periode des 12. und 13. Jahrhunderts zurücklenken wollte, denn seit dem 14. Jahrhundert strömt das deutsche Element schon massenweise herein, ohne daß damals oder in dem seither vergangenen

halben Jahrtausend das dänische Nationalbewußtsein sich dadurch geschädigt gefühlt hätte.

Naturgemäß straft sich ein solches ungeberdiges Wüthen gegen die Vernunft der Dinge und Thatsachen selbst am meisten. Sollte es den puristischen Danomanen gelingen, alle Germanismen ihrer Sprache in Acht zu erklären, so würde es ihnen unmöglich sein, auch nur einen geifernden Leitartikel gegen Deutschland und die Deutschen zu Stande zu bringen, geschweige denn ein ganzes Buch. Aber schon jetzt mag die sichtbare Dürftigkeit der Production im Bereich der nordischen schönen Literatur, verglichen mit dem glänzenden Reichthum einer früheren Periode, in welcher die freiesten Wechselwirkungen mit Deutschland ihr zu gute kamen, als die natürliche Folge einer künstlich geschaffenen Isolirung und Verstockung gelten.

Auch in diesem Bereiche können wir Deutsche den Excessen pseudonationaler Schwärmerei mit Gemüthsruhe zusehen. Unsere eigene Literatur leidet nicht darunter, wenn es in Kopenhagen nicht mehr angebracht ist, öffentlich deutsche Bücher zu kaufen und zu lesen — im geheimen geschieht es nach wie vor — oder wenn es die dänischen Herren von der Feder für eine Sünde gegen den heiligen Geist halten, deutsch zu schreiben. Unsere eigenen Hülfsmittel sind hier wie überall so unermeslich ausgiebig, daß wir keiner fremden Freiwilligen bedürfen. Auch sind wir großmüthig und gebildet genug, um nicht durch eigene Albernheiten die der andern weht machen zu wollen. Man producire nur erst etwas wirklich oder auch nur leidlich Gutes in Kopenhagen, und man wird sehen, daß wir es mit unbefangenster Anerkennung aufnehmen und uns selbst an den unvermeidlichen Gehässigkeiten gegen uns, die so nothwendig wie Papier und Lettern zu einem dänischen Buche der Jetztzeit gehören, nicht ärgern. Unsere Gutmüthigkeit lehrt uns, verzogene Kinder nachsichtig behandeln, obgleich der praktische Verstand einen andern Rath giebt. Aber dieser kommt bei uns doch niemals gegen das Herz auf, das ist einmal unsere Schwäche oder Stärke, an der zweitausend Jahre zwischen den härtesten Mühlsteinen der Weltgeschichte nichts geändert haben. Wie die schöne Literatur, so hat auch nicht einmal die Wissenschaft sich von den komischen Präntensionen nationaler Selbstwüchsigkeit frei zu halten versucht und wäre es auch nur in soweit, daß so ziemlich jedes dänische wissenschaftliche Werk der letzten Jahrzehnte, gleichviel ob über die Telling-Sprache oder die Anatomie des Gehirnes, eine bestimmte Anzahl von Sottisen und Insulten gegen Deutschland, speciell die deutsche Wissenschaft enthalten muß. Notorisch ist nun einmal der Einfluß der schon durch ihre äußere Massenhaftigkeit so imposanten deutschen Wissenschaft: nach feststehenden Naturgesetzen bringt dieser gewaltige Körper seine Nachbarn in die Stellung von Trabanten. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Für den Trabanten wäre es jedenfalls am vortheilhaftesten, wenn er

sich in die ihm beschiedene Stellung ohne alles innere Widerstreben bequeme, da alle seine Angeberdigkeit sie doch nicht verändern wird. Früher wurde es auch so gehalten und dies war eine Glanzperiode des dänischen Geisteslebens. Wenn auch jetzt noch, wie die Gerechtigkeit erfordert anzuerkennen, eine Reihe von nordischen wissenschaftlichen Arbeiten in den verschiedensten Fächern sich den besseren Leistungen Deutschlands an die Seite stellt, so verdanken sie es eben nur dem deutschen wissenschaftlichen Geiste, woraus gerade diejenigen ihre beste und oft einzige Nahrung schöpfen, die ihn recht eigentlich pessima fide gründlichst zu hassen und zu verachten sich den Anschein geben.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß man deutscherseits auch diese albernen Grillen einfach ignorirt. Wir sind verständig genug, um uns den wirklichen Nutzen, den die Wissenschaft aus dänischen und anderen scandinavischen Büchern ziehen kann, dadurch nicht beeinträchtigen zu lassen. Ja, wir erlauben uns sogar, trotz des entrüsteten Widerspruchs, dem wir gerade hier begegnen, auf der angeblich eigensten Domäne des nordischen Geisteslebens, der altnordischen Sprach- und Alterthumskunde, unsern Feinden die Hand zur gemeinsamen Arbeit zu reichen. Wären sie irgend urtheilsfähig oder vermöchte ihr Verstand und Gewissen etwas gegen Vorurtheile und Tagesmode, so würden sie, sollte man meinen, mit dem größten Danke anerkennen, wie sehr ihnen diese uneigennütige Hülfe bisher schon zu Statten gekommen ist. Denn es ist für jeden, der sich ein unbefangenes Urtheil bewahrt hat, offenkundig, daß der gegenwärtige relativ hohe Stand der germanischen Studien im scandinavischen Norden nur den befruchtenden Einflüssen der deutschen Sprach- und Alterthumskunde seit Jacob Grimm und Lachmann zuzurechnen ist. Wie für Deutschland, so bedeutet auch für den Norden das Auftreten dieser beiden wissenschaftlichen Heroen den Abschluß der früheren unsystematischen oder dilettantischen Polyhistorie und Vielgeschäftigkeit, und den Beginn einer neuen wahrhaft systematischen und planmäßigen Erkenntniß, den Beginn der eigentlich wissenschaftlichen Periode.

Es gehört übrigens auch zu den dänischen Sonderbarkeiten, falls wir in angestammter Großmuth und Weichherzigkeit uns dieses milden Ausdrucks bedenen wollen, daß man in Kopenhagen ein ausschließliches legitimes Privilegium auf die altnordische Literatur und was damit zusammenhängt zu besitzen überzeugt ist. Wollten die heutigen Isländer, allenfalls die Norweger, soweit sie nicht dänisch lachirt sind, einen solchen Anspruch erheben, so ließe er sich zur Noth noch begreifen, obwohl es immer eine anderwärts unverständliche Logik heißen müßte, wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Niemand anders ein Recht hätte sich um diese Dinge zu kümmern, oder, wenn es denn doch geschähe, daß jeder derartige Versuch von vornherein verfehlt sei. Danach würden z. B. die indischen Pandits allein berechtigt sein, in Sachen

des Sanskrit oder Zend als wissenschaftliche Autoritäten zu gelten und die Bopp, Lassen, Böhtlingk u. s. w. wären nur unberechtigte und zugleich stümperhafte Eindringlinge. —

Daß man in Kopenhagen nach solcher Logik denkt, ist freilich nicht zu verwundern, da ihre Principien ja dort überall als die allgemeingültigen zu herrschen scheinen. Auffallend ist es nur, daß von Seite der andern scandinavischen Germanisten diese dänische Unmaßlichkeit so sanftmüthig ertragen wird, da sie sich doch nicht bloß gegen die Deutschen, sondern gegen alle, die nicht in dem alleinseligmachenden Kopenhagen zu Hause sind, kehrt. Höchstens wer das zweifelhafte Glück der Isländer genießt, von Kopenhagen aus regiert zu werden, der erlangt dadurch einen bescheidenen Antheil an dem dort aufgespeicherten Gnadenschatze der ausschließlichen Wissenschaftlichkeit.

Unsere Germanisten lassen sich einstweilen nicht irre machen und arbeiten mit erfreulichem Eifer ihren hochmüthigen und neidischen Collegen zum Troste weiter. Freilich liegt ihnen ein anderes Feld, das der eigentlich vaterländischen Alterthumskunde noch näher, aber einer sorgfältigen Erforschung des nächstverwandten Altnordischen wird sich keiner entziehen dürfen. Ist es ja doch auch von so unvergleichlicher Ergiebigkeit, daß wer einmal sich mit ihm vertraut gemacht hat, unmöglich anders als durch einen Act der strengsten Selbstüberwindung sich von ihm trennen kann.

Wir haben nicht im Sinne, hier eine Apologie der altnordischen Literatur und Sprache zu schreiben, mit der wir keiner Art unserer Leser dienen, weder den eigentlichen Kennern, denen wir nur Trivialitäten sagen würden, noch den andern, denen die eigenthümlichen Charakterzüge dieser altnordischen Welt so fremdartig erscheinen müssen, daß sie sie nur durch die umständlichste Auseinandersetzung erfassen könnten. Aber vermuthlich liegt darin auch die Ursache, daß alle bisherigen Versuche, diese altnordische Literatur in dem deutschen Publicum, nicht bloß bei den wenigen berufsmäßig damit Beschäftigten einzuführen, wenig Erfolg gehabt haben, obgleich sie meist mit Sachkenntniß und Geschick unternommen worden sind. Wenn wir die Namen der beiden Grimm, von der Hagen, Kühn, Mohnike, Wachler, Simrock, Ettmüller darunter finden, so geben diese allein schon eine Bürgschaft dafür, und wenn die Solidität des Wissens allerdings nicht allein ausreicht, um die Arbeit eines Uebersetzers lesbar zu machen, so darf man in diesem Falle unbedenklich behaupten, daß sich fast bei allen den genannten dazu auch noch die vollständigste Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel überhaupt gesellt. Aber dennoch hat z. B. die von einem so populären Namen getragene Uebersetzung der Edda von Simrock es zwar zu allgemeiner Anerkennung, aber nur zu drei Auflagen in einem halben Menschenalter gebracht, und dies Buch ist noch dasjenige unter allen hieher gehörigen, welches am besten „geht“. Die andern

sind wohl kaum über die kritischen Journale hinaus gedrungen, doch hat man ihre lobende Beurtheilung mit vieler Erbauung, aber auch mit der festen Ueberzeugung, damit genug gethan zu haben, gelesen.

Eine scheinbare Ausnahme ließe sich anführen: Tegnér's Frithjofs-Sage. Daran hat unsere deutsche Fingertfertigkeit in Uebersetzungen des Guten mehr als zuviel gethan. Irrten wir nicht, so existiren bis jetzt schon vierzehn oder fünfzehn und fast jeder Meßkatalog bringt eine neue. Hier wäre also die Anziehungskraft altnordischer Literaturstoffe glänzend bewiesen. Aber es giebt zwar einen altnordischen Recken von ächtestem Schrot und Korn Namens Frithjof und seine Geschichte ist in verschiedenen Erzählungen aus der altnordischen Literaturperiode dargestellt, die wir noch jetzt besitzen; der Tegnér'sche Frithjof dagegen ist ein ganz modernes Wesen, ein Gebilde der Romantik des 19. Jahrhunderts im Stile Fouqué's, vielleicht nur etwas besser gerathen als dessen jetzt so gänzlich verachteten Heroen und Heroinen. Von dem ächten Frithjof hat er nichts als den Namen und eine Anzahl äußerer Begebenheiten entlehnt, die ebenso gut auch erfunden sein könnten. Wahrscheinlich beruht die Wirkung dieses modernen Doppelgängers zum guten Theil darauf, daß er an Blut und Gemüthe nichts von altnordischer Eigenart an sich trägt, sondern blos Kleidung und Haare. Der echte Frithjof würde unsern zarten Seelen sehr wenig behagen, denn es ist ein äußerst knorriger Geselle. Ein anderer Theil ist auf Rechnung des unleugbaren Formtalentes in dem modernen Dichter zu setzen, obwohl dies keineswegs nach dem durch nationale Eitelkeit aufgepußten Urtheil seiner Landsleute abgeschätzt werden darf. —

Wahrscheinlich wird sich diese Theilnahmlosigkeit unseres Publicums gegen die altnordische Literatur so lange nicht ändern, als man ihren eigentlichen Schwerpunkt da sucht, wo er nicht ist, in der Poesie. Wer sich der dithyrambischen Ueberschwänglichkeiten erinnert, mit welchen die ersten Klänge altnordischer Poesie in unserm Vaterlande begrüßt wurden, die grenzenlose Begeisterung eines Gerstenberg, Kretschmann, Danil, ja selbst eines Klopstock für diese erhabensten Offenbarungen der Naturpoesie und damit vergleicht, was davon auf unsere Poesie oder auch auf unsere Bildung im Allgemeinen gewirkt hat, muß über den Contrast zwischen den Intentionen jener Wiedererwecker des Skaldengesanges und ihren Erfolgen erstaunen. Und doch wie überall hat auch hier sich bewährt, daß der Geschmack des Publicums im Großen und Ganzen stets das Richtige trifft. Eine Zeitlang mochte wohl das Skalden- und Bardengebrüll manche Ohren betäuben, aber die Herzen erwärmte es doch nicht, daher schwieg es bald wieder und so oft später auf viel tieferer Grundlage und mit viel gereifteren Mitteln der Versuch wiederholt wurde, mißglückte er ebenso. Denn diese altnordische Poesie ist uns Menschen von heute so fremdartig unzugänglich, wie kaum irgend eine andere. Daß sie

in dem innersten Kern des Gemüthslebens und der Seelenstimmung unser eigenes Wesen selbst ist, welches durch alle Jahrtausende hindurch doch immer dasselbe bleiben mußte, wenn es überhaupt existiren wollte, kann nur dann empfunden werden, wenn die eindringendsten Studien über die seltsamen Beschränkungen und Verzerrungen, in denen es seine Leiblichkeit gefunden hat, bis in seine innerste Tiefe geführt haben. Arabische und persische Dichtung, in ihrer letzten Seelensubstanz so völlig andersartig wie unser deutsches Wesen, wirken doch viel unmittelbarer auf uns, weil sie eine viel allgemeingültigere Gestaltung gefunden haben. Diese ist es, die in der Poesie überhaupt und mit Recht als das eigentlich Wirksame empfunden wird und jenes bloß psychologische Moment hat an sich keine Berechtigung als ein Maßstab für den poetischen Eindruck zu gelten. Weßhalb die nordische Poesie zu ihrer unzugänglichen Eigenart gelangt ist, das auszuführen gehört nicht hieher. Es genügt uns, die Thatsache selbst zu constatiren, von der sich jeder, der noch nicht damit vertraut sein sollte, leicht überzeugen kann, wenn er unbefangenen Sinnes etwa irgend ein beliebiges Lied der Simrock'schen Edda liest.

Der treffliche Simrock sucht freilich die Ursache der auch ihm nicht verborgenen Theilnahmllosigkeit des Publicums gegen die Herrlichkeiten der altnordischen Kunst anderswo. Weil sie zu sehr von deutscher Art erfüllt ist, soll sie nach seiner Meinung bei den Söhnen Teuts nichts gelten. Gewiß besitzen dieselben wohl nach dem sie beherrschenden sprüchwörtlichem Axiom: „Es ist nicht weit her“, eine oft nicht weiter erklärliche Antipathie gegen das nächstliegende und naturgemäße, und eine ebenso unerklärliche Sympathie für Alles was durch die Seltsamkeit seines Auftretens den Schein ganz besonderer Absonderlichkeit erweckt. Die Poesie der Edda würde indessen auch die weitest gehenden Ansprüche an Absonderlichkeit erfüllen und insofern alle deutsche Sympathien für sich haben, denn die rein auf gelehrtem Wege ermittelte Thatsache, daß das nordische Volk und das deutsche zwei Stämme aus derselben Wurzel sind, könnte gegen die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung gar nicht ins Gewicht fallen, noch weniger das nur für die raffinirteste Kunst der historisch-genetischen Analyse erreichbare Resultat, daß die Seelensubstanz dieses altnordischen und unseres eigenen Wesens ein und dieselbe ist. Für die so eng bemessene Zahl der Kenner mag die Edda wirklich „nicht so weit her“ sein, für die große Zahl des gebildeten Publicums, welche Simrocks und alle andern Uebersetzungen fremder Poesien ins Deutsche im Auge haben, ist und bleibt sie sehr weit her und zwar so weit her, daß man über den befremdlichen Eindruck der vollkommensten Abgeschlossenheit und Unverständlichkeit — versteht sich nicht im Sinn des Wörterbuchs und der Grammatik, oder des antiquarischen Apparates — gar schwer, oder gar nicht hinaus gelangt.

Es wird auch nichts helfen, wenn man dem deutschen Publicum von

dieser Seite her, wie es Simrock versucht, das Gewissen schärfen wollte. Selbst wenn es begriffen hat, daß diese altnordische poetische Welt unter gewissen Voraussetzungen einstmals in einer grauen Vergangenheit ein Stück seines eigenen Wesens war, würde es, so hoffen wir von seinem Ehrgefühl, wohl einige Hochachtung dafür empfinden, aber sie nichts desto weniger ungenießbar und unverständlich finden. Es gehört zu den größten Tugenden der deutschen Art, daß sie sich niemals zu irgend welchen sogenannten besten Zwecken etwas vorlügt, oder vorlügen läßt, woran Gefühl und Verstand keinen Theil haben. Wir Deutschen sind ein für allemal für die Jesuitenmoral, auch für die patriotische verdorben und wollen in allen Stücken, auch wo es nationales Interesse gilt, ehrlich und gewissenhaft sein und bleiben. Anderwärts ließe sich ein solcher patriotischer Humbug recht wohl denken und in Scandinavien, besonders in Kopenhagen, ist er wirklich bis zu einem gewissen Erfolge für die Edda sammt Anhängseln in Scene gesetzt worden und thätig. Denn auch dort müßte ein Publicum, das in den Gebilden der modernen Poesie in der kosmopolitischsten Bedeutung des Wortes aufgewachsen ist, sich von den Abstrusitäten und Absonderlichkeiten der altnordischen Muse ebenso frostig berührt finden, wie es unserm deutschen Publicum geschieht. Aber da man dort schon längst von Gewissen und Ehrlichkeit in allen den Fragen zu abstrahiren sich gewöhnt hat, bei denen das nationale Selbstbewußtsein theilhaftig ist, so muß sich auch das ästhetische Gefühl durch die Tendenz terrorisiren lassen.

Denn man glaube nur nicht, daß die Edda und ihre poetischen Verwandten eine ähnliche Stellung zu dem nordischen Geistesleben von heute einnehmen, wie die Nibelungen oder der Parzival zu unserer Gegenwart. Denn altnordische Poesie ist durch und durch ein selbstwüchsiges Erzeugniß, welches das ausschließliche Gepräge eines von irgend welchen anderen Geistesinflüssen unberührten Keimes trägt. Nibelungen und Parzival, wenn auch der Zeit nach vielleicht ebenso alt wie die meisten der durch absichtliche und unabsichtliche Fiction größtentheils viel zu alt ausgegebenen Lieder der Edda in ihrer letzten uns überlieferten Gestalt, sind schon erfüllt von einer damals fast tausendjährigen angestregten Arbeit des deutschen Geistes, sich alle möglichen Culturelemente der Vergangenheit, specifisch christliche, antik und mittelalterlich orientalische, griechisch-römische in ihrer kosmopolitischen Umschmelzung in und durch das orientalische Element des Christenthums, anzueignen und zu lebendigen Bestandtheilen seines eigenen Wesens zu verwandeln. Dieser ungeheure Amalgamationsprozeß, dieser Universalismus der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes hat alle und jede Erzeugnisse ergriffen und giebt auch demjenigen von ihnen, die wie jene erwähnten und die andern ihres gleichen, nur einen bestimmten Durchschnitt in diesem rastlos vorwärts schreitenden Prozeß darstellen, doch noch auch für eine spätere Zeit eine bedingte Verständlichkeit und Zu-

gänglichkeit. Beide müssen den Producten der nordischen Poesie fehlen, denn ihr Charakter ist eben das vollständige Unberührtsein von der Weltkultur, entweder weil diese wirklich nicht bis in den isolirten Norden gedrungen war, oder weil dieser sich so lange in starrer Spröde gegen ihre gelegentlich an ihn herandringenden Ausläufer, seien sie nun Christenthum oder die Romantik des ritterlichen Idealismus, zur Wehre setzte.

Auch dem Norden ist es nicht möglich gewesen sich in seiner geistigen Isolirung zu behaupten, aber das was wir altnordische Poesie nennen, gehört auch dann noch dem früheren Zustand an, wenn es der Zeit nach schon häufig aus einer wesentlich veränderten Umgebung des ganzen Lebens stammt. Die nordischen Skalden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts dichteten in streng festgehaltener Tradition des Geistes und der Formen der Vergangenheit gerade noch so wie einige Jahrhunderte vorher, als der Name und der Dienst des Odin, Thor und Tyr noch eine Realität und nicht bloß eine Grimasse war. Aehnlich wie die lateinische Poesie der Renaissance und was davon berührt ist, den Apparat der antiken Kunst durch pure Reflexion aus dem Grabe heraufbeschwor und damit das erreichte, was erreicht werden mußte, Gespenster zu scheinbarem Leben zu verkleiden, haben es auch jene altnordischen Dichter gethan, nur daß es ihnen leichter gemacht war, weil sie innerhalb einer sorgfältig gepflegten und niemals unterbrochenen Tradition standen. Aber ihre Wirkung auf uns ist dieselbe, wie der andern, oder vielmehr eine noch viel fremdartigere, weil der Apparat von poetischen Hülfsmitteln, mit denen die klassische Renaissancepoesie operirt, uns von der Schule her wohl bekannt ist, während wir uns in den an sich noch viel complicirteren Apparat ihrer nordischen Wahlverwandten erst durch mühsame Studien hineinarbeiten müssen.

Auch die eigentlichen Kenner werden aber darum hier immer sparsam zu finden sein, weil man sich nur in Folge ganz besonderer Anregung oder Veranlassung in einen so fremdartigen Kreis begeben kann. Wer sich zu geschichtlichen, literarischen, ästhetischen oder linguistischen Studien bestimmt fühlt, erhält, wie die Erfahrung zeigt, seine besondere Richtung innerhalb der allgemeineren Sphäre gewöhnlich nicht durch einen selbständigen Zug oder Instinct des eigenen Geistes, sondern durch den Einfluß maßgebender Persönlichkeiten, epochemachender wissenschaftlicher Leistungen, kurz von Andern und von außen her. Je intensiver die gelehrte Thätigkeit innerhalb eines bestimmten Feldes ist, desto stärker wird ihre Anziehungskraft auf alle nur im allgemeinen wissenschaftlich disponirten, nicht im einzelnen fixirten Naturen sein. Daß man später in begreiflicher Selbsttäuschung den Thatbestand anders ansieht und eine directe Berufung von innen heraus gerade für diese eine Specialität empfangen zu haben vermeint, ändert an der Wahrheit des obigen Satzes nichts. Für die altnordische Poesie und Literatur sind bisher viel

weniger begünstigende Einflüsse thätig gewesen, als etwa für die antikklassische Philologie. Erst seitdem das Studium der deutschen Geschichte und Alterthumskunde in so lebhaften Aufschwung getreten ist, ist jenes nahe verwandte Feld unserm wissenschaftlichen Gesichtskreis näher getreten. Jeder dem es um die eindringende Kenntniß des deutschen Wesens in seiner ursprünglichen Ausstattung ernstlich zu thun ist, mag er nun mehr durch cultur- und sitten-geschichtliche oder rechtshistorische Gesichtspunkte geleitet werden, oder der künstlerischen Eigenart seines Volkes nachspüren oder endlich an der Sprache den unverhüllten Ausdruck seiner geistigen Physiognomie zu erforschen sich bemühen — jeder von allen diesen verschiedenen Schaaren der Germanisten oder Erforscher des deutschen Wesens wird je weiter er auf seiner Bahn fortschreitet, um so deutlicher die unvergleichliche Quelle der Belehrung und Erkenntniß würdigen lernen, welche sich ihm in der nordischen Poesie erschließt. Aber man hüte sich, jene durch so weitsichtige und tiefgehende Arbeit ermöglichte Verstärkung mit ihrem Geiste auch da gleichsam als ein Postulat der allgemeinen Bildung zu beanspruchen, wo diese Voraussetzungen fehlen. Alle Scandinavisten von heute und von aller Zukunft werden die altnordische Poesie niemals bei uns populär machen, wie es Homer oder Shakespeare sind. Im allgemeinen pflegt man den Werth einer Literatur nach ihrer poetischen Leistungsfähigkeit zu schätzen und mit Recht. Aber in unserm Falle ist es mindestens nicht praktisch diesen Maßstab festzuhalten, denn die altnordische Poesie ist eine abstruse Singularität, zu der sich höchstens in den dürftigen und durch systematische Betrügereien entstellten Trümmern der keltischen Bardendichtung des Mittelalters etwas in mancher Hinsicht wahlverwandtes stellen läßt, die nordische Poesie aber ein Phänomen ohne Gleichen in ihrer Zeit sowohl was den Gehalt als was die Form betrifft. Bekanntlich sind überall in Europa die Literaturen der verschiedenen Culturvölker romanischer und germanischer Abkunft bis weit in das Mittelalter herab fast ausschließlich poetisch und man weiß auch die culturgeschichtlichen Gründe aufzuzählen, warum es so und nicht anders sein konnte. Wir setzen sie hier als bekannt oder doch als leicht ersichtlich voraus; um so wunderbarer berührt es, in dem abgelegensten Winkel der damaligen europäischen Welt eine Prosaliteratur zu finden, die auch bei ihrem Publicum der poetischen mindestens das Gleichgewicht gehalten haben muß, denn woher hätte sie sonst diese vollendete Pflege und diesen wahrhaft unabsehbaren Umfang gewinnen können? Sie hat sich wie die Poesie ganz aus sich selbst, nicht wie alle andern mittelalterlichen Literaturen, Poesie und Prosa, auf dem Untergrund der ganzen vorangegangenen Cultur und in stäter befruchtender und maßgebender Wechselwirkung mit der Geistesgeschichte aller Nachbarn und der Gesamtheit der Welt entwickelt. Wie die Poesie, bezeugt auch sie die vollste Eigenart des germanischen Genius

und deshalb ist sie von einzigem Werth für die Erkenntniß der nationalen Substanz. Ihre Ueberlegenheit über die Poesie existirt allerdings nur für unsere heutigen Augen, aber diese haben das Recht, nach ihren Gesetzen die Erscheinungen der Vorzeit zu sehen und zu beurtheilen. Denn gehörig verstanden wird das Wort: „was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist“ stets die berechnete Norm für alle Geschichtsauffassung und alles Geschichtsverständnis bleiben. Wir sind demnach zu dem Schlusse vollständig befugt, daß die germanische Geistesanlage wo sie in ihrer unangetasteten Ursprünglichkeit sich ausleben konnte, was ihr nur im Norden zu Theil wurde, eine entschieden höhere Begabung für die prosaische Darstellung als für die poetische besaß, daß ihr der prosaische Ausdruck die eigentlich naturgemäße Kunstform, der poetische nicht zwar etwas fremdartiges, denn sonst hätte sie überhaupt ihn bei Seite gelassen, doch aber eine Art von unnatürlichem Zwange war, dessen sie freilich nicht entbehren konnte, um ihrem eigenen idealen Bedürfnisse völlig gerecht zu werden, in dem sie sich aber nie mit vollem Behagen wohl fühlte.

Die altnordische Poesie hat es niemals zu einer wirklichen Epik gebracht, in der Prosa haben wir den Ersatz dafür und die eminente Stellung der Prosa ist wie die Folge, so auch die äußere Veranlassung daß es keine Epik giebt. Wie der moderne Prosaroman nicht ohne innere Berechtigung als der ablösende Stellvertreter des Epos gilt, so ist aus jenem uralten Boden die Prosaerzählung der poetischen über den Kopf gewachsen und hat sie erstickt, ehe sie zu ihrer Reife gelangte.

Diese, wie uns scheint noch keineswegs nach Gebühr gewürdigte culturgeschichtliche Thatsache könnte der modernen Wissenschaft der Völkerpsychologie viel zu denken geben. Stellen wir hier wenigstens einige Gesichtspunkte fest.

Die germanische Individualität an sich hat sich nicht unfähig für eine wirkliche Epik im ächtesten Sinne des Wortes erwiesen. Wir kennen sie in ihrer ursprünglichsten Gestalt freilich nur in dürftigen Trümmern in einigen angelsächsischen Bruchstücken, zu denen man den bekannten Beowulf in seiner jetzigen heillos corrumpirten Ruine nicht rechnen darf und in den Trümmern des deutschen Hildubrandsliebes. Es reicht aber aus um zu sehen, daß hier ein wirklich epischer Geist eine ganze Phase der Volksseele beherrschte und daß diese künstlerisch genug angelegt war, um dafür auch eine ächt epische Form zu finden. Mag man sie an Homer oder an wem sonst messen, immer wird man bei unparteiischer und eindringender Prüfung finden, daß auch hier innerhalb der gegebenen Grundlagen des Stoffes und der sprachlichen Hülfsmittel etwas in seiner Art vollendetes erreicht worden ist. Wie kommt es nun, daß dem germanischen Norden das nicht gelungen ist, was seine andern Stammesgenossen vermochten. Sollen wir innerhalb der gemeinsamen ger-

manischen Anlage, die ja weiter zurück begreiflich desto mehr Züge völliger oder nächster Identität trägt, in diesem einen Punkt eine so ganz verschiedene Ausstattung annehmen? Dafür spricht nichts außer eben das Bedürfnis der Antwort auf diese Frage. Aber sie läßt sich, wie uns scheint, doch auch von einer ganz andern Seite her geben. Deutsche und Angelfachsen sind sehr frühe in die Mitte des großen weltgeschichtlichen Stromes gerissen worden und lange bevor ein christlicher Missionär ihnen das Evangelium predigte, hat der Geist der antiken Cultur befruchtend auf ihre Volksseele gewirkt, ohne daß man seine Einwirkungen mit Händen greifen konnte, oder daß sie selbst sie wahrgenommen hätten. Ohne es zu wissen, erweiterte sich ihr Horizont zu einem weltgeschichtlichen im Sinn ihrer Zeit und dieß ist für jedes Volk die nothwendige Vorbedingung der epischen Periode, zwar nicht die einzige, aber eine so bedeutsame, daß wo sie fehlt, alle die andern epischen Elemente zu keiner vollen Wirksamkeit gelangen.

Denkt man sich nun auch, wie es allein richtig zu sein scheint, die poetische Ausstattung aller Germanen ursprünglich gleich, so begreift es sich, wie der isolirte Norden, der sich sehr bald mit reflectirtem Bewußtsein diese seine Abgeschlossenheit gegen die Welt zu behaupten ansah — wir erinnern nur an die Periode der Wikinger Zeit, der sogenannten Nordmannenzüge, die innerlich denselben Gegensatz zu der christlich-europäischen Welt darstellen, wie die Kämpfe der islamitischen oder saracenischen Bedränger derselben — wie er über die Zeit hinüber kam, in der allein ein Epos geschaffen werden konnte. Epischer Stoff hatte sich in unendlicher Fülle angehäuft, ebenso sehr aus der gemeinsamen Vergangenheit aller Germanen, wie aus der besonderen Thatsächlichkeit der nordischen Gegenwart, aber er konnte nicht mehr als poetisches Epos verarbeitet werden. Es blieb für ihn keine andere Form als die Prosa übrig, wenn er zu voller Wirksamkeit gelangen d. h. wenn die Zeit sich selbst in seinen Gestalten wieder erkennen und in ihnen ein verklärtes Leben führen sollte, wie sie es als Gegengewicht gegen die ungeheuren Thaten und Begebenheiten der Wirklichkeit bedurfte. So haben die Scandinavier ein Heldenzeitalter ohne Heldenpoesie durchlebt, denn was sich davon in poetischer Form niederschlug, erstarrte sofort, weil es in den Canon einer in ihrem Prinzip und ihren Formen eigentlich antiquirten Kunst gepreßt wurde. Sie vermochte wohl noch die äußersten Spitzen und Subtilitäten ihrer Technik mit einem wahrhaft staunenswerthen Raffinement auszubilden, wofür die gesammte Skaldendichtung das unwiderleglichste Zeugniß gewährt, aber sie vermochte nicht etwas ganz anderes zu werden als sie war. Alles was von Idealismus in der scandinavischen Kunstanlage enthalten war, heftete sich an die Virtuosität in Metrik und Rhythmus, und fast noch mehr an die künstlichsten Spiele des Witzes im metaphorischen und allegorischen Ausdruck,

also gerade das Gegentheil von dem, was zu der epischen Geisteshaltung gehört. Aller Realismus aber, der aus der Poesie eben deshalb völlig verbannt wurde, und doch so unwiderstehlich den Volksgeist anzog, mußte sich in die Prosa flüchten. Prosaische Erzählung in ausgebildeter Technik ist überall wo es ein Epos gegeben hat, ganz naturgemäß neben der Poesie einhergegangen, hat sie gestützt und getragen, aber immer nur in dienender Gestalt und deshalb meist unbemerkt für eine spätere Zeit, die sich bloß der zu eigentlich künstlerischem Abschluß gelangten poetischen Erzeugnisse erinnerte. Wollen wir nach analogen Entwicklungszuständen uns umsehen, so bietet sich die Periode der griechischen Logographie und Mythographie, welche sich unmittelbar aus dem Epos ablöste, aber freilich mit dem durchgreifenden Unterschiede, daß der Norden zu dieser prosaischen Gestaltung gleichsam nur durch eine latente, aber nicht durch eine reale epische Periode gelangt, während bei den Griechen hier wie überall jede Stufe und jedes Glied sich reinlich und völlig entfaltete und auslebte.

Alle diese Erzeugnisse der nordischen Prosa führen den allgemeinen Namen Saga, bei dem man nur jede Reminiscenz an den Begriff, den das Wort bei uns jetzt gewonnen hat, aufgeben muß. Saga heißt nichts mehr und minder als eine Erzählung in gebildeter Form, ohne jede Beziehung auf den Inhalt oder höchstens insoweit, daß dieser als ein überlieferter vorausgesetzt wird. Diese Ueberlieferung kann eine schriftliche oder mündliche, einheimische oder fremde sein; sie gilt in jedem Falle dem Erzähler, der sich hierin als ein ächter Sohn des Mittelalters beweist, dem jede Spur historischer Quellenkritik fehlte, als eine sichere. Selbst wenn, was nicht selten vorkommt, mehrere auseinandergehende Ueberlieferungen desselben Factums dem Erzähler bekannt wurden, macht er keinen Versuch sie kritisch gegen einander abzuwägen, sondern er führt sie einfach nebeneinander an und es hält oft schwer herauszuspüren, welcher sich sein subjectives Gefühl am meisten, nicht als der richtigsten, sondern als der ihm anmuthenden zuneigte. Auf diese Art laufen die modernen Vorstellungen von Sage und Geschichte, die uns so völlige Gegensätze dünken, hier wie bei den Vorgängern Herodots ungeschieden in und durcheinander. Will man die einzelnen Sagen mit modernen Augen darauf ansehen, ob sie Sagen in unserm Sinn oder Geschichte sind, so muß man diesen Umstand nie vergessen. Man muß von vorn herein gefaßt sein, immer Beiden zugleich zu begegnen. Aber die Mischungsverhältnisse sind unendlich verschieden. Es giebt Sagen von größtem Umfang und reichster Ausbildung des Stiles und der Technik, in denen fast nichts von geschichtlichen Bestandtheilen in unserm Sinn gefunden wird, so die Völsungesage, welche das Geschlecht und die Thaten Sigurds, unseres Sigfrids in nordischer Namensform, darstellt, oder die größte und reichste von allen, die Dietrichsage, sonst wohl auch Wilkinsage genannt, in der sich der ganze epische Cyclus der deutschen Germanen,

in seiner directen Uebertragung nach dem Norden prosaisch aufgelöst und höchst kunstvoll ineinandergeflochten abgelagert hat. Nur insoweit in den epischen Figuren eines Attila, Dietrich, Günther, Sigfrid, Rudiger 2c. neben ihrer ursprünglich mythischen Seele noch so zu sagen eine historische Fleischwerdung anzunehmen ist, kann hier von einem historischen Elemente die Rede sein. Wieder eine lange Reihe anderer, wie die von dem viel genannten dänischen Hrolf Kraki, von Ragnar Lodbrok, von Hervör und Heidrok 2c. haben unzweifelhaft eine geschichtliche Basis, sind aber durch den sie umrankenden Mythos zu Sagen in unserem Sinne und zwar zu Heroensagen geworden. Jeder Zug ist hier ebenso sehr historisch wie unhistorisch: historisch, indem er eine ganz bestimmte Wirklichkeit von Ereignissen und Situationen des nordischen Lebens treuestens und meist in unvergleichlicher Plastik wiedergibt, unhistorisch indem kein einziger solcher Züge an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Jahreszahl oder an die bestimmte Person, der er zugehören soll, nur mit einiger Sicherheit sich anheften läßt. Sie sind die Verzweiflung des urkundlichen Geschichtsforschers, das Entzücken des Kulturhistorikers.

Aber die bei weitem größte Masse dieser ganzen Literatur ist doch auch in unserm Sinne historisch, wiewohl sich natürlich nicht für die absolute Richtigkeit jeder einzelnen Angabe in ihnen bürgen läßt. Es ist dem scandinavischen Norden im früheren Mittelalter allein gegönnt gewesen, was keine andere damalige Culturnation erreicht hat, eine Geschichtschreibung in nationaler Sprache und im größten Stile, zugleich in unübertroffener Technik zu schaffen. Will man auch hier vergleichen, so liegt es nahe, etwa einen Snorri Sturluson mit einem Herodot zusammenzustellen und der Vergleich ist weniger unpassend als der zwischen Nibelungen und Homer oder Gudrun und Odyssee. Die sonnige Heiterkeit griechischen Menschenthums fehlt freilich diesem Manne, der in der Eis- und Schneewüste Islands von und für ein Geschlecht schrieb, das in jeder Art den Kampf des Daseins mit seiner furchtbar feindseligen Umgebung zu führen geübt war. An Begabung für die reale Welt, an Ernst und Tiefe der Auffassung menschlicher Geschicke, an durchgebildeter Schulung der gesammten Technik der Historiographie bis zu den äußerlichsten Dingen des Stiles und der Sprache steht der Isländer dem Jonier gleich. Daß die Geschichte des Nordens im 10. und 11. Jahrhundert nicht jene ewig menschliche Gültigkeit beanspruchen kann, wie das große Drama des Kampfes zwischen Orient und Occident, das uns Herodot darstellt — dafür darf der Geschichtschreiber nicht verantwortlich gemacht werden. Er nimmt seinen Stoff, wie er ihn findet und seine Verantwortlichkeit beginnt erst da, wo es sich darum handelt zu sehen, was er daraus gestaltet hat. Für uns steht Herodot in einsamer Größe da, weil die Unbilden der Zeit alle seine Vorgänger und Rivalen und unmittelbaren Nachfolger verschlungen haben. Denn Thu-

Thukydides ist schon wieder ein unermesslicher Schritt vorwärts, und so nahe er der Zeit nach an Herodot reicht, innerlich durch eine völlig neue Phase des griechischen Geisteslebens von ihm geschieden. Im Norden ist kein Thukydides dem Herodot gefolgt, wie ja das ganze Mittelalter in seiner Geschichtsschreibung nirgends über die herodoteische Stufe hinaus gekommen, meistens in den Vorstufen dazu stehen geblieben ist. Daher aber stehen hier neben dem einen Snorri unzählige von kaum minderer Größe, deren Namen größtentheils nicht einmal bekannt sind, während ihre Werke leben — wie es immer und überall sein wird, wo irgend eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes wirklich volkstümlich lebendig sich gestaltet hat.

Gegen die äußere und innere Fülle, das frische Leben und die absolute Plastik dieser nordischen Geschichtsschreiber schrumpft alles, was wir sonst an gleichzeitiger mittelalterlicher Geschichtsschreibung in lateinischer Sprache kennen, zu gespensterhaften Schatten oder zu kindisch manierirter und verschönerter Rhetorik zusammen. Es läßt sich auf scandinavischem Boden selbst die Probe dafür machen. Man vergleiche einmal den viel genannten und gebrauchten und leider unentbehrlichen lateinischen Geschichtsschreiber Dänemarks, Saxo Grammaticus mit irgend einem beliebigen Sagenzähler, falls es überhaupt möglich ist, das innere Widerstreben zu überwinden, wenn man die vollste Natur und Kraft direct neben die absolute Unnatur und Hohlheit halten muß.

Für uns moderne Menschen ist aber nicht einmal hierin der eigentliche Schatz der nordischen Sagenprosa beschlossen. Dieser liegt unseres Bedünkens in jenem fruchtbarsten, ja geradezu von uner schöpfllichem Reichthum überquellenden Gebiete, das ebenso wie alle andern Gattungen einfach Saga genannt wird, das wir aber Familiengeschichte, Privatmemoiren, biographische Charakterbilder nennen würden. Meist ist alles drei zusammen, nur begreiflich selten in gleichen Mischungsverhältnissen. Hier ist in der That für den modernen denkenden Erforscher menschlicher Zustände, insbesondere des Seelenlebens vergangener Zeiten eine solche Fülle reinen Goldes aufgespeichert, noch dazu fast ausnahmslos in silbernen Schalen, daß der Reichthum verwirrt und Auge und Sinn schwindeln. Ausgebeutet ist noch sehr wenig davon, denn die gelehrte Beschäftigung der Germanisten mit diesen Dingen betraf doch neben dem linguistischen Interesse, das sie anzog, mehr das äußerlich antiquarische, was man im vulgären Sinne Sitten- und Culturgeschichte nennt, Rechtsalterthümer zc., nicht das innerliche, welches einer kommenden Zeit hier die Hauptsache dünken wird. Auch hier bezeichnen Namen wie die Nialfsage, Fardörsage, Vardoelasage, oder Gunnlaugs, Fostbroedra, Nornakfsage nur die allerhöchsten Spitzen, neben denen aber unzählige andere von fast gleicher Höhe stehen.

Dies ist der Punkt, wo die nordische Literatur für die moderne deutsche

Bildung erobert werden kann und muß. Ihre Poesie hat sie ein Recht zurückzuweisen, ihre Prosa, wenn sie ihr auf die rechte Art nahe gebracht wäre, würde sie erquickern und anregen. Aber mit bloßen Uebersetzungen ist es nicht gethan, wie ja auch der bisherige Erfolg gezeigt hat. Denn daran fehlt es, seit von der Hagen die Bölsunge und andere Sagen 1812 übersezt hat, bis zu Ettmüllers umfanglichem altnordischen Sagenschatz von 1870 keineswegs, aber sie sind alle wirkungslos geblieben. Zum Theil wohl, weil gerade das mindest passende d. h. was dem übersehenden Gelehrten, aber nicht dem gebildeten Leser werthvoll sein mußte, übersezt wurde. In diesen Fehler ist auch Ettmüller verfallen. Er füllt zwei Drittel seines Buches mit dem heute ungenießbaren Saxo Grammaticus, der allerdings eine Menge anderwärts nicht oder noch nicht wieder entdeckter Ueberlieferungen episch-mythischen Genre's allein bewahrt hat. Für die gelehrte Sagenforschung sind sie unschätzbar, dem gebildeten Laien fehlt jedes Verständniß dafür, und kann ihm auch nicht durch weitläufige Excurse beigebracht werden. Man mußte mit jener zuletzt charakterisirten Gattung der Memoiren und Biographien beginnen und nicht sowohl übersezen — weil die eigenthümliche Gedrungenheit und herbe Geschlossenheit der Ursprache in jeder Uebersetzung schlecht wiedergegeben werden kann und am schlechtesten wirkt, wo man sie am mühevollsten nachbildet — sondern nacherzählen. Dafür ist der rechte Stil schon gefunden: die deutschen Sagen der Brüder Grimm geben ein Muster, das nur einfach copirt zu werden braucht, um den richtigen Ton zu treffen und Form und Inhalt in volle Harmonie zu bringen. —

## Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Gelking.

Das Nachstehende ist dem Tagebuche eines Bremer Patriziers entnommen, der, als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Handels- und Rathsherrn, diesen vielfach auf seinen Reisen begleitete und den bei damals gediegener Bildung eine scharfe Beobachtungsgabe, sowie gesundes Urtheil beim Niederschreiben seiner Erlebnisse wesentlich unterstützten. Bietet das Ganze auch gerade nicht etwas Außergewöhnliches, so tragen die Schilderungen des Erlebten und Gesehenen doch so sehr das Gepräge der Wahrheit und Treue, daß man beim Lesen ein treues Bild damaliger Zustände, namentlich in Betreff des Reisens, sowie der socialen und der Cultur-Verhältnisse, vor Augen